

WESTERWALD
KRIMI

MICHA KRÄMER



KRÄHEN BLUT



Ein Westerwald-KRIMI

CW Niemeyer **N**

Micha Krämer
Krähenblut

Micha Krämer

Krähenblut

CW Niemeyer *N*

Der Roman spielt hauptsächlich in einer allseits bekannten Region im Westerwald, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Sämtliche Handlungen und Charaktere sind frei erfunden.

Über den Autor:

Micha Krämer wurde 1970 in Kausen im Westerwald geboren. 1989 zog es ihn nach Betzdorf, wo er es ganze 15 Jahre aushielt, bevor das Heimweh ihn zurück nach Kausen führte. 2009 veröffentlichte der gelernte Elektroniker kurz nacheinander die beiden Kinderbücher „Willi und das Grab des Drachentöters“ und „Willi und das verborgene Volk“. Der regionale Erfolg der beiden Bücher, die er eigentlich nur für seine eigenen beiden Kinder schrieb, war überwältigend und kam für ihn selbst total überraschend. Einmal Blut geleckt, musste im Jahre 2010 nun ein „richtiges Buch“ her. Im Juni erschien sein erster Roman für Erwachsene und zum Ende des Jahres 2010 sein erster Kriminalroman, der die Geschichte der jungen Kommissarin Nina Moretti erzählt. Neben seiner Familie, dem Beruf und dem Schreiben gehört die Musik zu einer seiner großen Leidenschaften.

Mehr über Micha Krämer erfahren Sie auf www.micha-kraemer.de

Sonntag, 15.05.2011, 6:36 Uhr
Betzdorf / Gäulenwaldstraße

Es roch herrlich nach frisch gemähtem Gras, als Heinrich Sadorski auf die Terrasse seines schmucken Eigenheims trat und in die Morgensonne blinzelte.

Auf dem Rasen, den er gestern gemäht hatte, wie an jedem Samstag im Sommer, glitzerte noch Tau. Der Himmel war wunderbar blau und wolkenlos und einzig die Kondensstreifen der Flugzeuge waren zu sehen.

Er liebte den Morgen. Wie hieß der Titel des Films in den Sechzigern noch gleich, für den sein Lieblingskomponist James Last die Musik geschrieben hatte? *Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung*. Ja, das war sie wirklich. Zumindest am Sonntag, wenn nur vereinzelt Autos über die Straße vor der anderen Seite des Hauses rauschten. Hier, hinter dem Haus in seinem Garten, direkt am Rande des kleinen Wäldchens, war von der Hektik der Welt nichts zu spüren.

Er lauschte den Kanarienvögeln, die in der Voliere neben dem kleinen Schuppen fröhlich zwitscherten, und dem Wind, der ganz sanft durch die Kronen der Eichen strich.

Heute war ein ganz besonderer Tag. Denn heute auf den Tag vor genau fünfundachtzig Jahren hatte er, Heinrich Sadorski, das Licht der Welt erblickt. Auf einem kleinen Gehöft in Ostpreußen, unweit der Ostsee, erhielt er als Erstgeborener den Vornamen des Vaters. Später sollte er dann auch den Hof übernehmen.

Das Erbe der Familie Sadorski fortführen, die, so lange man denken konnte, das Stückchen Land bearbeitet hatte.

Doch wie so vieles im Leben kam es anders. Mit siebzehn musste Heinrich zur Wehrmacht. Und als der Krieg schließlich vorbei war, war der Hof an der Ostsee für ihn unerreichbar hinter dem Eisernen Vorhang. Einen Grund zurückzukehren hatte es ohnehin nicht gegeben, weil außer ihm keiner aus seiner Familie die Flucht über die Ostsee überlebt hatte.

Nach dem Fall der Mauer buchte er gemeinsam mit seiner Frau Ilse und der ältesten Tochter Ingrid eine Busreise in die alte Heimat. Nicht aus Heimweh, sondern mehr aus Neugier. Doch es war enttäuschend gewesen. Er hatte nichts gefunden, was ihn an seine Kindheit, seine Jugend oder an seine Familie erinnerte. An dem Ort, wo vor nicht einmal fünfzig Jahren sein Elternhaus stand, erstreckten sich jetzt kilometerweit die Kornfelder einer polnischen Kolchose. Es war so, als hätte es dort nie eine Familie Sadorski gegeben. Wie schnell so ein Stückchen Erde seine ehemaligen Bewohner doch vergaß.

Er griff nach der Dose mit dem Körnerfutter und ging langsam über den Kiesweg in Richtung der Voliere. Die Vogelzucht war sein ganzer Stolz. Schon als Kind hatte er die gefiederten Akrobaten der Lüfte geliebt. Als er acht Jahre alt war, hatte er eine junge Möwe mit gebrochenem Flügel am Strand gefunden. Das arme Tier hatte sich in einem der Fischernetze verfangen, die dort zum Trocknen hingen. Heinrich befreite die Möwe, nahm sie mit nach Hause und päppelte sie mühevoll wieder auf. Und obwohl es keiner für möglich gehalten hatte, schaffte er es, das Tier wieder gesund zu pflegen.

Das Gezwitscher der Kanarienvögel wurde lauter, als er um die Ecke des Schuppens bog.

Was er dann sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. An der schmalen Holztür zur Voliere hing eine tote Krähe. Die Flügel des Vogels, dessen Kopf schlaff zur Seite hing, waren auseinandergesogen und, wie der Heiland ans Kreuz, auf das Holz der Tür genagelt worden. Unter den scharfen Krallen hatte jemand mit Blut ein Hakenkreuz geschmiert. Darunter, ebenfalls mit Blut, stand das Wort *Mörder*. Doch das Schauerlichste war der ausgebleichene menschliche Schädel, der auf dem Boden stand und auf den das Krähenblut heruntertropfte.

Heinrich stolperte einige Schritte zurück. Er wusste sofort, wessen Schädel da auf dem Boden lag und ihn, so schien es, aus dunklen Augenhöhlen anklagend anstarrte. Die Krähe, das Blut und das Einschussloch an der rechten Schläfe des Schädels waren unverkennbar. Seit über sechzig Jahren verfolgte ihn das schreckliche Geschehen von damals in seinen Träumen. Wieder und wieder sah er, wie der dünne Streifen Blut aus dem Loch im Kopf des jungen Mannes rann, während sein Körper reglos auf dem Betonboden lag. Und auch das Zeichen mit der Krähe war ihm nicht unbekannt. Ruhten die Seelen der Toten denn nie?

Verfolgten sie ihn auch noch bis zu seinem Lebensende? Vielleicht auch noch darüber hinaus?

Ein Rascheln rechts in den Büschen ließ ihn herumfahren. Sein Atem wurde schneller.

„Nein“, stammelte er leise. „Nein!“

Das konnte nicht sein. Er war es! Er war zurück! Heinrich fasste sich an die Brust. Auf einmal war es ihm, als läge eine zentnerschwere Last auf seinem Brustkorb. Das Atmen fiel ihm von Mal zu Mal schwe-

rer und er sog hektisch den Sauerstoff ein. Trotzdem bekam er keine Luft. Er merkte noch, wie seine Beine wegsackten. Dann wurde es langsam dunkel um ihn.

Das Letzte, was er wahrnahm, bevor er die Augen für immer schloss, war das Gesicht über ihm. Es waren die gleichen hellgrauen Augen wie die in seinen Träumen. Die Augen, die ihn seit sechzig Jahren Nacht für Nacht verfolgten und ihn flehend anstarrten.

*Sonntag, 15.05.2011, 8:12 Uhr
Betzdorf / Karl-Stangier-Straße*

Verschlafen blinzelte Nina auf die Leuchtziffern des Tchibo-Radioweckers. Durch die heruntergelassenen Rollläden fielen einige Streifen Licht auf ihr Bett. Angestrengt versuchte sie zu registrieren, woher das Klingeln kam. Es dauerte einige Sekunden, bis sie begriff, dass es sich bei dem nervtötenden Geräusch um das Bimmeln ihres Handys handelte.

Sie tastete über den Boden vor dem Bett, bis sie das vibrierende Gerät zu fassen bekam. Noch während sie es aufhob, drückte sie ohne hinzusehen auf die grüne Taste, um das Gespräch anzunehmen.

„Hier Moretti. Wer nervt?“, meldete sie sich.

„Hey, Nina, hier ist Thomas, hab ich dich geweckt?“

Für einen Moment ließ sie das Telefon sinken. Dann nahm sie es seufzend wieder ans Ohr.

„Nein, hast du nicht. Musste eh aufstehen. Das Telefon hat geklingelt. Irgendein Idiot ruft hier Sonntagmorgen um kurz nach acht an.“

„Ach gut“, sagte Thomas hörbar erleichtert. „Dachte schon, ich hätte dich geweckt. Und weil ja heut dein freier Tag ist ...“

„Was willst du?“, unterbrach sie ihn barsch.

„Ähm ja. Ähm, wir haben einen Toten“, stotterte er. „Wär schön, wenn du dir das mal ansehen würdest.“

Sofort war sie hellwach.

„Wo?“

„Im Gäulenwald vierzehn.“

„Okay, Thomas, bin gleich da.“

Noch während sie die Taste zum Beenden des Gespräches betätigte, meldete sich ihr schlechtes Gewissen. Sie drehte sich um und sah in die Augen von Klaus, der sie liebevoll anlächelte.

„Ich muss kurz weg“, flüsterte sie und rückte näher an ihn heran.

Wortlos packte er sie und küsste sie. Nina erwiderte den Kuss. Doch sie ärgerte sich ein wenig über seine Reaktion. Verflucht! Warum nur war er immer so verständnisvoll?

Eine viertel Stunde später schlug sie die Tür ihres marineblauen VW-Käfers zu, startete den Motor und rollte langsam aus der Garage. Klaus stand in kurzen Hosen und einem Metallica-T-Shirt an der Haustür und winkte ihr zu. In der anderen Hand hielt er eine Tasse Kaffee. Nina winkte kurz zurück, während sie auf den zu dieser Zeit noch nicht vorhandenen Verkehr auf der Karl-Stangier-Straße achtete, und gab dann Gas. Bis zur Gäulenwaldstraße war es nicht weit. Vielleicht einen Kilometer.

Als sie ihr Ziel erreichte, waren ihre Gedanken immer noch bei Klaus, der nun in der Küche das Frühstück für sie beide zubereitete. Hoffentlich dauerte das hier nicht so lange. Klaus und sie waren nun seit sechs Monaten ein Paar und sahen sich eigentlich nur am Wochenende, weil er im gut zweihundert Kilometer entfernten Trier studierte. Die ganze Woche freute sie sich auf das gemeinsame Wochenende. Umso mehr ärgerte es sie nun, dass sie heute, an ihrem freien Tag, den sie eigentlich mit ihm verbringen wollte, zu einem Tatort musste.

Sie parkte rechts am Straßenrand hinter einem Mercedes-Leichenwagen und stieg aus.

Auf dem Bürgersteig stand gut und gerne ein Dutzend Schaulustige, von denen sie einige vom Sehen her sogar flüchtig kannte. In einer Kleinstadt wie Betzdorf war das nichts Ungewöhnliches. Anders als an ihrem früheren Dienort Köln stolperte man hier auf dem Land ständig über Leute, die man kannte.

Dies war einer der Gründe gewesen, warum sie sich vor einem halben Jahr dazu entschlossen hatte, nach acht Jahren Großstadt zurück in die Kleinstadt an der Sieg zu ziehen. Der Hauptgrund war jedoch ihre Mama gewesen, die seit dem Tod von Ninas Vater im vergangenen Jahr allein in dem Haus wohnte, das Papa, Marcello Moretti, mit seinen eigenen Händen für seine kleine Familie gebaut hatte.

Vor dem Haus mit der Nummer vierzehn stand Thomas und winkte ihr zu. Nina mochte ihn. Thomas Kübler war eine Frohnatur. Obwohl er auf den ersten Blick und für Außenstehende etwas tollpatschig wirkte, so war er doch in technischen Dingen sehr firm.

„Morgen, Nina. Danke, dass du gekommen bist“, begrüßte er sie.

Nina lächelte und reichte ihm die Hand.

„Was haben wir denn?“

Thomas zog einen kleinen Schreibblock aus der Brusttasche seines blau karierten Hemdes und las vor: „Der Tote heißt Heinrich Sadorski und ist genau heute auf den Tag 85 Jahre alt geworden.“

Sie nickte, während sie um die Hausecke bogen.

„Todesursache?“

„Ähm, der Arzt meint Herzversagen.“

Nina blieb abrupt stehen, sah Thomas empört an und zischte leise: „Das ist jetzt nicht dein Ernst. Du schmeißt mich sonntags morgens an meinem freien Wochenende aus der Kiste, weil ein alter Knacker

einen Herzanfall hatte? Wer hat dich überhaupt hierher geschickt?“

Thomas sah sich hektisch um. Es schien, als habe er Angst, man könnte sie hören.

„Mein Onkel ist der Hausarzt. Der hat mich angerufen. Ihm kommen die äußeren Umstände etwas merkwürdig vor“, flüsterte er ihr zu.

„Was meinst du mit merkwürdig?“, fragte Nina stirnrunzelnd.

„Die Witwe behauptet, der Opa war nicht allein, als er gestorben ist.“

Nina verstand noch immer nicht. Thomas packte sie am Arm und zog sie hinter sich her.

„Du musst dir das unbedingt mal ansehen.“

Nina folgte ihm zähneknirschend. Sie gingen durch einen hübschen Garten. Der Rasen war, genau wie die kleine Zierhecke entlang der Kieswege, akkurat geschnitten. In den Blumenbeeten standen Gartenzwerge aus Keramik, die kleine Schaufeln und andere Gartengeräte hielten.

„Gott, wie spießig“, flüsterte sie mehr zu sich selbst. Wobei ihr der Ausdruck spießig in diesem Fall noch untertrieben schien.

In der hinteren Ecke des Gartens gab es ein Gartenhaus, an das ein großer Vogelkäfig angebaut war. Daneben, auf dem Rasen, wuchteten zwei Männer in schwarzen Anzügen gerade den leblosen Körper eines älteren Herrn in einen Zinksarg.

Auf einer Bank direkt an der Wand des Hauses, etwa zehn Meter entfernt, saß Ninas Hausarzt Dr. Wulf. Er hielt die Hand einer zierlichen, älteren Dame, die mit verquollenen, roten Augen den beiden Leichenbestattern zusah.

„Doktor Wulf ist dein Onkel?“, fragte sie Thomas.

Der Kollege nickte kurz und ging dann weiter zu den beiden Männern und der Leiche.

Obwohl Nina gewohnheitsmäßig immer erst den Tatort in Augenschein nahm, bevor sie mit Angehörigen sprach, entschied sie sich diesmal anders. Das Mütterchen tat ihr irgendwie leid und es war ein Akt der Höflichkeit, sich zuerst einmal vorzustellen, bevor man auf dem Grundstück umherlief.

Sie schritt also auf die Frau zu, blieb unmittelbar vor ihr stehen und ging dann in die Hocke, bis sie mit ihr auf einer Augenhöhe war.

„Frau Sadorski?“, sagte sie leise, worauf die Alte den Kopf drehte und sie ansah. „Nina Moretti von der Kriminalpolizei Betzdorf. Mein herzlichstes Beileid.“

Frau Sadorski nickte zaghaft und sah dann wieder zu den beiden Männern, die gerade den Sarg schlossen. Nina wandte sich an Doktor Wulf.

„Guten Morgen, Herr Doktor, könnte ich Sie kurz sprechen?“

Wulf nickte, tätschelte die Hand von Frau Sadorski und sagte leise: „Sie entschuldigen mich kurz, Frau Sadorski?“

Ohne von dem Sarg wegzusehen, zog die Alte ihre Hand vorsichtig zurück und legte sie zu der anderen, in der sie einen Rosenkranz hielt, in ihren Schoß.

Wulf stand auf und folgte Nina, die bereits in Richtung des Gartenhäuschens unterwegs war.

„Hallo, Nina, schön dich zu sehen. Wenn auch unter solch traurigen Umständen.“

„Ebenfalls, Herr Doktor.“

Nina kannte Doktor Wulf, seit sie ein Kind war. Schon damals war er der Hausarzt der Familie Moretti gewesen und hatte Klein-Nina Hustensaft und andere für Kinder scheußlich schmeckende Medizin verord-

net. Als kleines Trostpflaster gab es bei ihm damals schon, genau wie heute, Gummibärchen für die kleinen Patienten.

„Woran ist der Herr Sadorski denn nun gestorben?“, flüsterte sie, während sie um die kleine Hütte herumgingen.

„Sadorski war herzkrank. Schon seit Jahren. Denke, der Schock war ein wenig zu viel für ihn.“

„Welcher Schock?“

Der Doktor blieb stehen und deutete auf die Tür der Voliere. Beim Anblick der Krähe und dem Geschmiere aus Blut verzog sie das Gesicht.

„Ach, verflucht, ist das eklig.“

Sie trat näher und betrachtete das Tier genauer.

„Tja, Herr Doktor. Was meinen Sie? Ist das jetzt ein Mord oder haben wir es hier mit einem natürlichen Tod zu tun?“

Nina sah zu Wulf, der mit den Schultern zuckte.

„Also, auf den Totenschein habe ich Herzversagen geschrieben. Da bin ich mir zu neunundneunzig Prozent sicher. Auf Fremdeinwirkung deutet nichts hin. Ich sehe da auch keinen Anlass für eine Obduktion. Inwieweit das Geschmiere und der tote Vogel mit dem Ableben von Sadorski zu tun haben, das ist eure Arbeit.“

Sie nickte und trat zurück, um sich das vermeintliche Kunstwerk aus einiger Distanz anzusehen.

„Erinnert an den Reichsadler der Nazis“, sagte sie nachdenklich und las dann laut das verschmierte Wort unter dem Hakenkreuz. „Mörder!“

Was bedeutete ‚Mörder‘? Natürlich war ihr als Polizistin das Wort an sich bekannt. Aber auf was bezog es sich in diesem Fall? Wer war hier ein Mörder? Ein Mörder von was oder wem? Wenn es einen Mörder gab, musste es auch irgendwo ein Mordopfer, eine Lei-

che, geben. Nun gut, in diesem Fall gab es sogar zwei. Herr Sadorski und diese Krähe. Der Alte konnte nicht gemeint sein, da das Geschmiere ja vermutlich schon vor seinem Tod hier gestanden haben musste. Und die Krähe? Hatte Sadorski das Tier getötet und irgendwer wollte den Tod des Vogels nun rächen? Nein, das glaubte sie auch nicht. Aber sie musste Thomas recht geben. Die ganze Geschichte war merkwürdig.

Sie sah sich um. Unweit der Voliere, dort, wo eben noch der Sarg mit der Leiche gestanden hatte, lag eine kleine Porzellanschale. Daneben, im Kies, die Reste von Vogelfutter. Wie es schien, hatte der Alte die Kanarienvögel füttern wollen, als der Tod ihn ereilte.

„Ach, Nina“, unterbrach Wulf sie in ihren Gedanken. „Frau Sadorski hat mir da vorhin noch etwas Merkwürdiges erzählt. Sie sagte, als sie ihren Mann fand, wäre der nicht allein gewesen.“

Nina horchte auf.

„Wie, er war nicht allein?“

Wulf schaute, als wüsste er nicht, wie er es erklären sollte.

„Na, sie behauptet, der Tod persönlich habe neben ihrem Mann gehockt. Als er sie dann gesehen habe, sei er aufgestanden, habe einen Totenschädel vom Boden vor der Volierentür aufgehoben und sei dann da hinten im Wald verschwunden.“

Nina verstand nicht.

„Wie, der Tod persönlich?“

Wulf und Nina sahen zu Frau Sadorski, die immer noch auf der Bank hockte, vor sich hin brabbelte und den Rosenkranz festhielt.

Wulf begann zu flüstern: „Frau Sadorski halluziniert, sie bildet sich manchmal Sachen ein, die gar nicht vorhanden sind.“

„Ah.“ Nina glaubte zu verstehen. „Sie meinen, sie ist ein bisschen verrückt? Plempem?“

Wulf nickte.

„Vereinfacht ausgedrückt, ja. Es wird die letzte Zeit immer schlimmer. Ich befürchte sogar, dass wir sie nicht allein hier im Haus lassen können.“

„Meinen Sie, es macht überhaupt Sinn, sie zu befragen oder ...?“

Wulf verneinte.

„Heute sowieso nicht mehr. Ich habe ihr ein starkes Beruhigungsmittel gegeben. Vielleicht in den nächsten Tagen.“

„Wenn sie es dann noch weiß“, wandte Nina ein.

„Denke schon, dass sie es auch in ein paar Tagen noch weiß“, sagte Wulf. „Sie ist ja nicht dement oder hat Alzheimer. Sie hat halt einfach nur diese Halluzinationen und lebt zeitweise in einer anderen Welt.“

„Vielleicht hat sie auch wirklich jemanden gesehen, der bei ihrem Mann gehockt hat. Irgendein Nachbar oder so, der helfen wollte“, entgegnete Nina. „Kann aber auch sein, dass niemand da war und sie sich alles eingebildet hat. Wer weiß das schon.“

„Doktor Wulf?“

Nina fuhr herum. Eine rothaarige, schlanke Frau mit Brille, Nina schätzte sie auf Mitte fünfzig, kam vom Haus her auf sie zu.

„Ach, Frau Meyer, gut, dass Sie da sind“, säuselte der Angesprochene und ging der Rothaarigen entgegen.

„Mein herzliches Beileid, Frau Meyer. Der Tod Ihres Vaters kam auch für mich sehr plötzlich und unerwartet.“

„Danke, Herr Doktor.“

Die Frau sah zu Nina, während sie dem Arzt die Hand entgegenstreckte. Ihre Augen waren rot und ver-

quollen. Scheinbar hatte sie geweint und ihren Gesichtszügen nach zu urteilen war sie auch wieder kurz davor. Nina zog ihren Ausweis aus der Jackentasche und streckte ihn der Rothaarigen entgegen.

„Nina Moretti, Kriminalpolizei.“

Frau Meyer sah erst Nina, dann den Doktor entsetzt an.

„Wieso Kriminalpolizei? Ich verstehe nicht!“

Nina hob abwehrend die Hände.

„Keine Sorge, Frau Meyer, reine Routine, wir sind gleich wieder verschwunden. Ein ganz normaler Vorgang.“

Die Rothaarige nickte und wollte sich schon wieder dem Doktor zuwenden, als ihr Blick an Nina vorbei auf die tote Krähe fiel. Sofort schlug sie die Hand vor den Mund und begann zu schluchzen. Dann ging sie langsam näher heran.

„Oh mein Gott, wer tut denn so was?“

Noch bevor Nina etwas sagen konnte, griff Wulf die Frau an der Schulter, drehte sie um und zog sie sachte in Richtung Haus. Dabei sprach er immer wieder beruhigend auf sie ein.

Nina sah sich indes weiter um. In der Voliere gab es zwei bis drei Dutzend kleine bunte Vögel, von denen einige einen Mordsradau veranstalteten und dabei aufgeregt hin und her flatterten. Andere der bunten Gesellen hockten in Nestern und schienen von dem turbulenten Treiben ihrer Artgenossen gänzlich unbeeindruckt.

Thomas bog um die Ecke, um den Hals baumelte seine Kamera.

„Dachte, wir machen schnell einige Fotos, packen den Mist dann ein und verschwinden wieder“, sagte er flüchtig und begann, ohne ihre Antwort abzuwarten, draufloszuknippen.

Nina nickte. Der Kollege hatte recht. Dies war kein Mord. Der Tod des Rentners war bedauerlich. Aber es war kein Mord. Der Mann wäre vielleicht auch bei einer anderen Gelegenheit gestorben, bei der er sich aufgeregt hätte. Vielleicht hätte er sich am Nachmittag so über den Besuch seiner Familie, Kinder und Enkel gefreut, dass auch dies gereicht hätte, um ihn umzubringen. Wer wusste das schon. Sie und Thomas würden den Fall aufnehmen. Was im Endeffekt der Staatsanwalt daraus machen würde, war dessen Entscheidung.

Bei der Sache mit dem Hakenkreuz und dem toten Vogel sah das anders aus. Sollte der Vogel getötet worden sein, war das vielleicht ein Verstoß gegen das Tierschutzgesetz. Aber ganz sicher war das Geschmiere auf der Tür des Vogelkäfigs ein Verstoß gegen Paragraph 86a des Strafgesetzbuches, der die Verwendung von Symbolen aus der NS-Zeit verbot.

Sie ging um die Voliere herum und spähte durch die Fenster des angrenzenden Gartenhauses, vor denen wunderschöne, feuerrote Geranien blühten. Was sie sah, erstaunte sie. Das Innere hatte nichts mit der spießigen Gartenzwergidylle des Vorgartens zu tun. Im Raum befanden sich keine Möbel. Es gab lediglich eine kleine Kommode hinten rechts in der Ecke und eine Malerstaffelei mitten im Raum, vor der ein einzelner Stuhl stand. An den Wänden lehnten und hingen unzählige rahmenlose Bilder und auch noch weiße Leinwände.

„Mein Opa war ein Maler“, sagte eine Stimme hinter ihr und ließ sie erschrocken herumwirbeln.

Die Stimme gehörte zu einem jungen Mann mit blonden, kurzen Haaren. Er musste Anfang zwanzig sein und sah in seiner Jeans und dem engen T-Shirt recht sportlich aus.

„Sie sind der Enkel des Verstorbenen?“

„Jep, Jochen Meyer.“

Der Typ reichte ihr die Hand. Nina ergriff sie und lächelte dabei freundlich.

„Kommissarin Moretti, Kripo Betzdorf.“

Als sie die Hand des anderen kurz hielt, schoss ihr ein Gedanke durch den Kopf, für den sie sich selbst hätte ohrfeigen können: Der Typ war mit Sicherheit schwul. Warum sie das glaubte, wusste sie nicht. Es war halt so ein Gefühl.

Jochen Meyer griff hinter einen der Blumenkästen, die auf der Fensterbank standen, und zog einen kleinen, silbernen Schlüssel hervor, mit dem er die Tür öffnete.

„Nach Ihnen, Frau Kommissar.“

Nina betrat den etwa vier mal vier Meter großen Raum. Es roch nach Farben und Chemikalien. Es gab zwei Fenster, die sich rechts und links der Tür befanden. Die mit Holz vertäfelten Wände waren weiß gestrichen und mit zahlreichen Gemälden behangen, die die verschiedensten Motive zeigten. Neben Landschaften und Bildern von Vögeln gab es zahlreiche Porträts. Die Bilder hatten unterschiedliche Maße. Das Kleinste war kaum größer als eine Postkarte, andere waren gut und gern einen Meter hoch. Auf der mit Farbe beschmierten Kommode in der Ecke lagen zahlreiche Tuben mit Ölfarben. Dabei auch mehrere Brettchen mit vermischter Farbe und diverse Pinsel.

„War Ihr Großvater ein berühmter Maler?“, fragte Nina und sah sich dabei ein halb fertiges Porträt auf der Staffelei an, das einen jungen Mann mit langen Haaren in mittelalterlicher Kleidung zeigte.

Meyer lachte gedämpft auf.

„Nein, das war er nicht. Es war sein Hobby. Von Beruf war er Schlosser. Glaube nicht, dass er auch nur